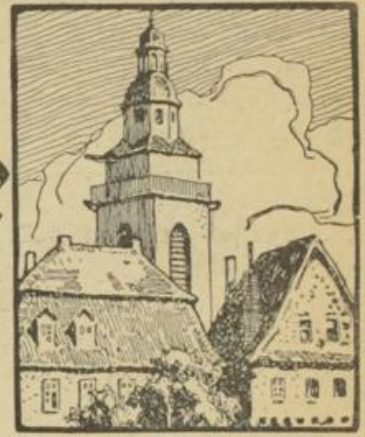


# Sonntagsgruß



## Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bießen



Nr. 1. Biessen, 1. Sonntag nach Epiphania, 11. Januar 1914. 3. Jahrgang.

### Zum Landesmissionsfest.

Evang. des Matthäus 28, 18–20. Und Jesus redete mit ihnen und sprach: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.

Wenn man in den Chroniken und Kirchenbüchern einer Stadt oder einer Landgemeinde liest, so findet man eine große Anzahl von Familien verzeichnet, die völlig ausgestorben sind. Nur die Namen sind noch erhalten, und die kommen den Nachlebenden fremd und seltsam vor. So ist es auch mit dem Epiphaniensfeste gegangen, das die Christenheit in den vier ersten Jahrhunderten ihres Bestehens alljährlich am 6. Januar gefeiert hat und das dann durch das Weihnachtsfest verdrängt worden ist. Man mag das bedauern; denn das Epiphaniensfest war mit vielen schönen, sinnvollen Zügen ausgestattet — man denke nur an alles, was sich in der Volksdichtung, in der Volkssitte und in der Kunst an die biblische Erzählung von den drei Weisen aus dem Morgenlande angeschlossen hat — aber ändern kann man das nicht mehr. Wir feiern heutzutage das Epiphaniensfest, wenn der 6. Januar nicht auf einen Sonntag fällt, an dem nachfolgenden Sonntage, und zwar feiern wir es, weil man in den drei Weisen oder Königen die ersten Heiden sieht, die zu Jesus gekommen sind, als Landesmissionsfest.

Der Gedanke, daß die Christenheit die Pflicht habe, an den Nichtchristen Mission zu treiben, ist zwar in der Bibel tausendfach begründet, und das erste Jahrhundert war ein Missionsjahrhundert ohnegleichen, aber in der Folgezeit hat der Religion Jesu Christi die Expansionskraft gefehlt, was zum Teil durch äußere Gründe — Krieg, Unruhen und Unkultur in den christlichen Ländern, Mangel an Berührung mit außereuropäischen Völkern, Mangel an Mitteln — bedingt war. Als der Missionsgedanke vor beinahe zweihundert Jahren — man wird hier den frommen Grafen Zinzendorf nicht vergessen können — wieder erwachte, begegnete man ihm allerwärts mit Mißtrauen und schalt ihn als Torheit und Schwärmerei. Zudem war im 18. Jahrhundert durch Rousseau und die von ihm angeregten Schriftsteller die Meinung verbreitet, daß die Wilden, die im Urwald leben und nie mit Christentum und Kultur in Verbindung gekommen

sind, die glücklichsten Menschen unter der Sonne seien. In phantastischer Weise hat man damals das Leben dieser Naturkinder ausgeschmückt: sie leben im Urwalde und auf einsamen Inseln im Schatten blühender Bananen-, Krokus- und Zitronenbäume unter einem ewig blauen Himmel, sie beten die Sonne oder die Erde an, sie verbringen ihre Tage in Frieden und paradiesischer Unschuld, bis die Europäer kommen und sie unglücklich machen. Die Forschungsreisenden des 19. Jahrhunderts haben dieses Phantasiegemälde gründlich zerstört, sie haben auf ihren Reisen nichts gefunden, als arme, verkümmerte, durch Hungersnot, Seuchen und Ueberschwemmung geplagte Menschen, die das Leben des Nebenmenschen geringer achten als das Leben eines Tieres.

Deshalb hat die Mission eine große Aufgabe; sie geht heutzutage Hand in Hand mit der Kultur, um rohe, wilde Volksstämme zur Freiheit und Gefittung zu führen. Kein unbefangener Urteilender wird den Missionsarbeitern die Anerkennung versagen, daß sie bei ihrer Tätigkeit in vielfach ungesundem Klima und unter unzähligen Entbehrungen von ehrlichem Idealismus getrieben werden, und jeder, der in der christlichen Religion die Krone und Blüte alles geistigen und sittlichen Lebens sieht, wird dieser Arbeit seine Geldbeiträge und, was mehr wert ist, sein Interesse zuwenden in der Ueberzeugung, daß von der Mission nicht nur die Völker, die sie christianisiert, Gewinn haben, sondern ebenso sehr die einheimische Christenheit, der aus der Betätigung des Missionsfinnes fort und fort eine Fülle von Glaubenskraft und christlichem Idealismus zufließt. H. B.

### Was hebt empor?

Nicht das Jenseitswarten macht den Christen,  
nicht das stete Schaun nach fernen Küsten,  
die von goldnen Sternen winken:  
das wird leicht ein Seelensinken.

Dienend sich im wachen Leben üben,  
allen helfen, keinen je betrüben,  
selbst dem Tod als Held sich stellen:  
das hebt aus des Lebens Wellen!

Großherzoglich  
Hessische  
Hofbibliothek

Bensheim a. d. B.

K. E. Knodt.

## Erlebnisse eines Deutschen in Paris.

(Schluß.)

Nachdem ich ein Jahr lang bei dem Petter gelebt und gearbeitet hatte, trennte ich mich von diesem. Ein Kamerad, der in dem östlichen Vororte Cligny angestellt war, ein aus dem Dorfe L. bei G. gebürtiger Landsmann, kam zu mir und überredete mich, mit ihm auf die Arbeit zu gehen und bei ihm zu wohnen, unter Abgabe des Versprechens, daß ich dort bedeutend mehr an Lohn erhalten würde. Die Arbeit war dort im wesentlichen dieselbe, wie seither, nur mußten wir im Sommer die Sprengwagen fahren. Mein Landsmann beteiligte sich nur wenige Stunden am Tage an der eigentlichen Arbeit, den größten Teil der Arbeitszeit brachte er auf dem Verwaltungsbureau zu, wo er in dem Verkehr der Verwaltungsbehörde mit den deutschen Untergebenen als Dolmetscher verwendet wurde. Das hatte er dem geläufigen Französisch, das er sprach, zu verdanken.

Eines Tages kam unser Inspektor, rief R. und mich zu sich und sagte: heute habe ich auch euren Landesvater, den Großherzog Ludwig den dritten von Hessen, gesehen. Er ritt mit dem Kaiser Napoleon und vielen anderen Fürsten von den Tuilerien nach dem Paradeselde, wo große Truppen-schau stattfand. Das sage ich euch aber: Euer Fürst ist ein stattlicher Monarch, der stattlichste von allen. Auch den Kaiser Franz Joseph von Oesterreich habe ich gesehen, der macht aber noch einen sehr jugendlichen Eindruck.

Schaustellungen und Volksbelustigungen wurden auf den öffentlichen Plätzen abgehalten. Da zeigten sich allerlei Akrobaten. Da war ein armloser Mensch, der schrieb mit dem rechten Fuße, malte auf gleiche Weise Bilder und schoß eine Pistole ab. Da war ein Mensch, der hatte auf der rechten Brustseite ein Gewächs so groß wie einen Zweipfundlaib Brot. Dieses Gewächs arbeitete er unter der Haut bloß durch Verrenkungen des rechten Armes unter diesem her auf den Rücken und von da wieder zurück. Diese Arbeit strengte ihn aber so an, daß er nachher blaß wie der Tod aussah. Da war eine Frau, die trug an ihren Zöpfen beträchtliche Gewichtsteine hin und her. Und alles mögliche.

In der Nähe von Cligny, wo wir wohnten, lag Courcelles, durch eine schöne Allee mit dem ersteren Orte verbunden. Dort wohnten auch Landsleute, und zwar aus den nächsten Dörfern der Heimat. Wir jungen Leute machten uns das Vergnügen und gingen Sonntags zusammen in das Wirtshaus. Dort sangen wir deutsche Lieder, ein- und auch zweistimmig. Das gefiel den Franzosen so gut, daß die Straße immer voll war von Leuten, die uns zuhörten. Nicht immer nahm aber das Zusammensein ein friedliches Ende. Eines Sonntags entstand zwischen den nach Hause ziehenden „Courcellern“ eine Schlägerei, bei der einer schwer bearbeitet wurde. Wir wurden alle zum Verhör geladen. Wir von Cligny konnten jedoch nichts angeben, weil wir von der Sache nichts mehr erlebt hatten. Besonders rätselhaft war dem behandelnden französischen Arzte die Art der Verwundung des einen Mißhandelten. Das waren kreisrunde Löcher von ziemlich bösamtem Charakter. Das Rätsel löste sich, als bei einem der Beteiligten das Mundstück einer Trompete gefunden wurde, das er als Schlagwerkzeug benutzt hatte.

Gaben so die Deutschen nicht immer das Beispiel einer musterhaften Einigkeit, so fielen auch bei den Franzosen beziehungsweise den zu diesen damals noch zählenden Elässern Streitigkeiten genug vor. So sah ich, daß ein Elässer dem anderen einen Tritt in den Leib versetzte, so daß dieser sofort

regungslos hinten über fiel. Der Täter flüchtete sich vor dem sofort auf der Stelle erscheinenden sergent de ville in ein Haus. Dieser ließ sofort sein Trillerpfeifchen erschallen, es erschien eine ganze Abteilung von Schutzleuten. Diese umstellten das Haus, und im Verlaufe von 5 Minuten brachten sie den Uebeltäter heraus.

Mein Aufenthalt in Paris dauerte nur noch bis zum Frühjahr 1863. Mein Vater starb, und ich mußte zur Uebernahme des Ackerwerkes die Heimat wieder auffuchen. Als ich einige Zeit wieder zu Hause ansässig war und mich bereits wieder ganz in die Lebensgewohnheiten eines deutschen Landmannes gefunden hatte, fuhr ich an einem schönen Tage mit einem Wagen voll Mist an dem Gasthause vorbei, an dem die von Gießen ostwärts fahrende Post ihre Haltestelle hatte. Ohne mich weiter um die Mitreisenden zu bekümmern, wollte ich vorüber. Da stand auf einmal ein baumlanger Mann vor mir, der mich stumm ansah. Auf einmal erkannte ich meinen Freund R. aus Paris. „Ei, bist du's denn wirklich?“ Ja, er war es. Wir tranken zur Feier des Wiedersehens im Freien eine Flasche Bier zusammen. Dann setzte er sich in den Postwagen zur Weiterfahrt. Ich habe nie mehr etwas von ihm gesehen.

H. S. in R.

## Jungdeutschland.

Eine Laienpredigt von Generalarzt a. D.

Dr. Otto Kappesser.

Ich habe schon wiederholt Gelegenheit gehabt, den Lesern des „Sonntagsgrüßes“ aus eigener Erinnerung Bilder von der Nachtseite des menschlichen Lebens, Bilder von blutiger Wahlstatt, voll Blut und Graus, vor Augen zu führen. Heute erregt das schöne Fest deutsch-christlicher Kindheit, das hinter uns liegt, den Wunsch in mir, auch noch einmal auf der Sonnenseite der Menschheitsgeschichte, in ihrer blühenden Frühlingszeit mich zu ergehen.

Jüngst hat mich mein Glückstern in eine erlesene Versammlung von Vertreterinnen holder Weiblichkeit aus verschiedenen Jahrgängen geführt, während gerade wichtige Verhandlungen über ernste Fragen des Lebens stattfanden. Und zwar handelte es sich nicht etwa um Fragen der Mode oder um das Frauenstimmrecht, sondern um weit Ernsteres, um das zunehmende Versagen der Nährquelle für die sich erneuernde Menschheit, die zu versiegen droht, wie einst die zahlreichen Borne auf unseren bebauten Feldern in die Erde versanken. Ich möchte hier gleich einschalten, wie ich der Ansicht zuneige, daß dieser, die ganze Menschheit bedrohende Vorgang nicht am wenigsten auf Rechnung des sich mehr verbreitenden Amazonentums zu setzen sei. Mit dem Wort „Amazonen“ bezeichneten die alten Griechen ein fabelhaftes Weiberheer, dessen Angehörige männliche Hantierungen trieben und statt der Kunkel und der Wiege lieber Bogen und Pfeil zur Hand nahmen.

Wie schon gesagt, waren gerade bei meinem Eintritt in die Versammlung die Verhandlungen lebhaft im Gange, und es trafen sich so die auseinandergehenden Meinungen im eng begrenzten Raume. Während die eine auf die Belehrung ihres Hausarztes vertraute und eine andere den Ausspruch eines in Mode gekommenen Kinderarztes pries, trug eine dritte in gemessener Rede vor, was sie in einem der zahlreichen Lehrbücher für Mütter und solche, die es werden wollen, gelesen hatte, während noch andere das beisteuerten, was sie aus Beiträgen heilkundiger Mitarbeiter in ihrem Modejournal oder in sonstigen illustrierten Unterhaltungsblättern mehr oder weniger begriffen und behalten hatten. Alle aber stimmten

darin überein, daß das Aufziehen von so einem lieben kleinen Menschlein, bis es nur erst einmal auf seinen eigenen Füßchen stehen könne, ein mühsames und ängstliches Stück Arbeit sei. Die eine hielt die unter obrigkeitlicher Aufsicht hergestellte Kindermilch für das Ei des Kolumbus, während eine andere das Biedertsche Rahmgemenge rühmte. Diese schwärmte für Kuseke, jene für Infantin, Löfflund, oder — wer kennt sie alle, wer nennt die Namen, die alle sich rühmen, durch ihr allerneuestes Erzeugnis das Kinderaufziehen zum Kinderspiel gemacht zu haben?

Da wagte ich es, mich drein zu mischen, und erzählte den geehrten Damen ein Geschichtchen, das ich vor 60 Jahren von glaubwürdiger Seite gehört hatte: Der Geh. Oberforsttrat v. K. war nicht nur ein richtiger Nimrod, sondern auch ein echter Bienenvater, und als solcher Vorstand des Starkenburger Bienenzüchtervereins, demgemäß mit Eifer bemüht, diesen schönen Zweig ländlicher Wirtschaft nach allen Regeln der Kunst und Wissenschaft zu fördern. In einem Jahr aber war das Wetter so ungünstig, daß seine Lieblinge kaum das tägliche Brot, will sagen ihre Notdurft an Honig und Wachs einbrachten, geschweige denn, daß sie noch etwas erübrigt hätten zum Entgelt für die aufgewendete Mühe, ja, unser Bienenvater mußte schon bei Zeiten daran denken, seine Pfleglinge durch künstliche Fütterung sich für kommende, bessere Zeit am Leben zu erhalten.

Da kam es ihm dann richtig zu Pas, als eines Tages eine Bauersfrau aus dem hinteren Odenwald hausierend bei ihm vorsprach, und selbstgezogenen Honig zum Verkauf anbot. Er kaufte ihr ihren ganzen Vorrat ab, und war dann eifrig bemüht, sie auszufragen, wie sie das anstelle, daß sie in diesem ungesegneten Jahr noch Honig verkaufen könne, während er selbst schon an das künstliche Füttern denken mußte. Wie gewöhnlich bei dieser Art von Leuten dem höher Stehenden gegenüber zeigte die Frau sich mürrisch und zurückhaltend und der Fragesteller konnte nur so viel aus ihr herausbringen, daß sie auf ihrem ererbten Besitz es noch gerade so mache, wie es zu Vaters und Großvaters Zeit der Brauch gewesen sei. Nicht einmal einen richtigen Bienenstand hatte sie, und ihre Bienenvölker hausten noch in altmodischen Strohkörben, welche unregelmäßig umher im Grasplatz neben dem Haus auf kniehoch aus der Erde ragenden Pflöcken befestigt waren, als einzigen Schutz gegen Wind und Wetter eine Trichterhaube von Stroh über sich. Ich habe Ähnliches noch selbst dort gesehen.

Wie sie dann, den erleichterten Korb auf dem Kopf, schon die Türklinke in der Hand hatte, wendete sie noch einmal ihr Gesicht über die Schulter nach dem Befrager und sagte im Hinausgehen: „Sie wernn halt e Buch hann?“

Solch absprechendes Urteil landläufiger Gebräuchlichkeit gegenüber von Kunst und Wissenschaft entbehrt aber doch nicht ganz der Berechtigung, meine verehrten Damen, und verdient auch einige Beachtung bei der heutigen Verhandlung. Ins Innerste der Natur dringt kein erschaffener Geist, und sie selbst geht ihre verborgenen Wege, welche sich nicht so ablesen lassen, wie die gedruckten Zeilen eines Buches. Sie will durch warme Hingabe und stetige Aufmerksamkeit belauscht sein, wie solches zumal in dem herzinnigen Verhältnis zwischen Mutter und Kind bedingt ist. So bildet sich denn eine Summe des Wissens, das sich von der Mutter zur Tochter vererbt und denen zugut kommt, welche demnächst den Platz einnehmen sollen, den wir selbst bald räumen sollen.

Nichts Klägliches kann ich mir denken, als so eine verängstigte Mutter, wenn sie, vor der modernen Säuglings-

wage oder doch vor der dazu umgewandelten Küchen- oder Butterwage stehend, das Orakel befragen will, ob ihr eigenes Kind in ihren Armen gedeiht oder nicht? Wo hat es denn unsere Aeltermutter Eva gelernt? —

So lautete meine Laienpredigt. An sie möchte ich noch die Mitteilung von einem Erlebnis anfügen, das ich vor langer Zeit hatte. Vor mehr als 50 Jahren wurde ich von meinem ältesten Bruder, der damals Pfarrer zu Jmsbach in der Pfalz war, mit Briefen bombardiert wegen der Sorgen, die ihm der Erstgeborene seiner jungen Ehe durch schlechtes Gedeihen bereitete. Mein Bruder hatte sich die neueste Auflage von Bocks Buch vom gefunden und kranken Menschen gekauft und war entschlossen, gegen jeden Altweiberkram zu Felde zu ziehen, auf daß in seiner Nachkommenschaft eine Musterriege erstehen solle. Da ich zuletzt einsah, daß ich ohne eigene Untersuchung nichts Ersprießliches leisten könnte, riet ich ihm, er solle sich in seiner Gemeinde eine reputierliche, alte Großmutter suchen, die durch das Aufziehen von Kindern und Enkeln den Befähigungsnachweis erbracht habe, ihr solle er den Oberbefehl in seinem Kinderzimmer übergeben, den Bock aber solle er einstweilen in den Pfandstall stellen und den Pfandschein vorlegen. Mein Rat scheint nicht der schlechteste gewesen zu sein; denn das damalige Angstwurm erfreut sich noch heute seines Daseins und ist mehrfacher Großvater.

### Aus der Tätigkeit eines Reisepredigers in Kamerun.

Von Missionar Heinrich Walther in Mangamba.

Ein Bericht von meiner neuen Station wird Euch gewiß interessieren. Im Geiste höre ich, wie Ihr viele Fragen an mich richtet. Wo ist die Station gelegen? Ist sie so schön wie Bonebela? Wie heißen die dortigen Missionare? Wie ist das Haus? Wie ist das Volk dort? Ist die Station heiß und ungesund? Und so weiter und so weiter. Gern will ich ein wenig mit Euch plaudern und Euch Eure Fragen beantworten.

Aber zunächst wollen wir noch einmal zu meiner früheren Station Bonebela zurückkehren. Am 21. September machte ich von dort aus eine kleine Reise nach Bonangang und Bonamufadi, um dort Gottesdienst zu halten. Missionar Döhringer, unser Stationspräses, hatte mir diese Arbeit übertragen, er fuhr auch mit mir und hielt in Koti Gottesdienst. Es war ein herrlicher, schöner Sonntag. Um 1/27 Uhr kam das Boot von Bonaku, das mich nach den genannten Dörfern bringen sollte, zu Fuß waren sie nicht zu erreichen, da kein Fußpfad, geschweige denn ein Weg nach ihnen hinführt. So ging es denn den Wurifluß hinauf. Ein Sonntagmorgen in Kamerun ist etwas Großartiges, das macht die Stille, dann die Fülle der Natur, die in der Regenzeit auf ihrem Höhepunkte steht. Herrliche Palmen und allerlei Strauchgewächse ragen auf. Auf den Bäumen sitzen Vögel verschiedener Art, kleine Kolibri mit ihrem grünen Gefieder, Pfefferfresser mit langen Schnäbeln, Eisvögel mit blauem Gefieder, alle diese Vögel zeigen uns, daß Gott ein großer Gott und weiser Schöpfer ist. Kaum hatte ich nach anderthalbstündiger Fahrt in Bonamufadi das Land betreten, da klang auch schon die Glocke, die das erste Zeichen gab, daß der Missionar gekommen sei und Gottesdienst halten wolle. Zuerst aber ging ich in das Dorf und besuchte die Leute. Da ich mir Arznei mitgenommen hatte, so konnte ich manchem Kranken helfen. Wie macht das Freude, wenn man den Schwarzen dienen kann, auch auf diese macht die dienende Liebe den tiefsten Eindruck. Predigen können

die Schwarzen mindestens so gut wie wir, aber das hat das Heidentum nicht fertig gebracht, daß es Liebe übt.

Um 9 Uhr begann der Gottesdienst, bis auf den letzten Platz war das Gotteshaus gefüllt. Zum erstenmal predigte ich in der Dualsprache. Das war gewiß nicht leicht, aber Gott hat mir dabei geholfen, und ich hatte hinterher nur Anlaß zu danken.

Nach dem Gottesdienst ging ich zu Fuß einen Feldweg nach Bonangang, das Dorf ist etwa 25 Minuten von Bonamusadi entfernt. Es war eine schöne Wanderung, links und rechts waren die Felder mit Makabo und Maniok angepflanzt, diese Nutzpflanzen habe ich ja in meinem letzten Bericht Euch beschrieben. In Bonangang besuchte ich die Kranken, betete mit einer alten, schwer kranken Frau und hielt dann auch hier Gottesdienst. Es war verabredet, daß ich nach dem Gottesdienst nach Koti zu Missionar Döhringer kommen sollte, um mit diesem zu Mittag zu essen. Unterwegs mußte ich, nachdem ich Schuhe und Strümpfe ausgezogen hatte, einen Bach durchwaten, da die Brücke fehlte. Ich hatte ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt, als mir zwei Knaben entgegenkamen, die mir das Mittagessen brachten und die Mitteilung machten, ich solle in Bonangang bleiben, das Boot werde dorthin kommen, um mich mitzunehmen. Um 2 Uhr kam es denn auch an, und die Rückreise wurde angetreten, es war unterdessen sehr heiß geworden. Um 3 Uhr kam ich in meinem stillen Bonebela an und verbrachte hier die letzten Stunden des Tages.

Donnerstag, den 3. Oktober, verließ ich meine mir so lieb gewordene Station Bonebela, nachdem zwei Tage vorher mein Nachfolger, Missionar Wöll gekommen war. Am Mittwoch war er von den Schülern mit drei Liedern begrüßt worden. Am 1. Oktober war es gerade ein Jahr, daß ich in Bonebela eingezogen war. Ich hielt an diesem Tage keine Schule mehr, aber einige Schüler kamen, um von mir Abschied zu nehmen, manche Träne floss bei ihnen wie auch bei mir. Wie freute es mich, daß sie mit so großer Liebe an mir hingen. Abends sangen sie mir zum Abschied einige Lieder, und am nächsten Morgen brachten sie mich mit einem Boot auf die andere Seite des Wuriflusses nach der Bahnstation Bonaberi. Am Ufer in Bonebela hatten sich noch viele Leute versammelt, um mir Lebewohl zuzurufen.

Von Bonaberi fuhr ich mit der Bahn nach Kake, wo ich um 9 Uhr, nach anderthalbstündiger Fahrt ankam. Von hier aus wurde der Fußmarsch angetreten. Bald ging es über Berge, bald über Bäche, bis ich nachmittags um 2 Uhr am Aboufer ankam. Von hier wurde ich mit dem Boote nach Mangamba, unserer Missionstation, gebracht. Sie liegt wunderschön auf einem Hügel und schaut wie eine Feste weit in das Land hinaus. Sie besteht aus zwei Häusern, die Wohnungen für zwei verheiratete und einen ledigen Missionar bieten. Hier wohnt die Missionarsfamilie Königeter, die schon lange im Lande ist. Drei Kinder haben sie in der Heimat zurückgelassen, ihren einjährigen Hans haben sie hier, das Kind ist in Mangamba geboren. Außerdem wohnt hier mein lieber Freund Ittmann, der die Mittelschule leitet, als dritter im Bunde komme ich nun hinzu. Ich habe ein sehr geräumiges Zimmer. Erlaubet mir, daß ich hier eine kurze Schilderung davon gebe, wie es in meinem Heime aussieht. Zwei Türen führen uns in es hinein. Die erste Tür dient zum Schutz gegen die Moskitos, sie besteht aus klein geflochtenem Draht, auch meine Fenster haben diesen Schutz, deshalb brauche ich kein Netz über mein Bett anzubringen. Die zweite Tür ist von gewöhnlichem Schlag, rechts von ihr steht mein Waschtisch,

links mein Bücherschrank. Leider haben die Kakrotschen, große, schwarze Käfer, hier ihr Zerstörungswerk begonnen, und manches schöne Buch ist von ihnen übel zugerichtet worden. Neben dem Bücherschrank steht mein Pult, an dem ich mich für meine Predigten vorbereite, auch manchen Bericht für die Heimat abfasse. In der hintersten Ecke steht mein Bett, in dem ich, Gott sei Dank, recht gut schlafe. Auf der Kommode steht ein Kreuzifix, auf das beim Eintritt in das Zimmer der Blick zuerst fällt. Eine Reihe von Bildern schmückt die Wände. —

Unsere Station ist, wie ich schon erwähnte, herrlich gelegen, wir sehen weit in das Land hinaus, wie eine Burg im Schwarzwald so steht sie da. Im Osten sehen wir bei klarem Wetter die Kasaberger; sie nehmen sich aus wie der Vogelsberg, wenn man in der Nähe von Gießen und Umgegend auf einem Hügel steht und nach Südosten schaut. Im Westen ist es der 4080 Meter hohe Kamerunberg, ferner der kleine Kamerunberg und der Clarens Pik auf Fernando-Po, einer Insel im Atlantischen Ozean, die man erblickt. Im Norden liegt der Kupeberg. Einiges darüber erwähnte ich in meinem Bericht über meine Ferienreise nach Nhaso am Kupe. Außerdem sieht man das Manengubagebirge und Monatio. Dazwischen liegen die Täler mit ihren so herrlichen Palmenwäldern. Wie herrlich ist doch die Natur, auch in Kamerun! Wenn es nur nicht so ungesund wäre; in der letzten Zeit sind sehr viele Europäer hier gestorben.

Und nun darf ich auf meine Arbeit zu sprechen kommen. Missionar Königeter und ich werden Reisepredigt treiben. Königeter hat das Jabassiegebiet und ich habe die Stationen um Mangamba und am Wuri. Meine jetzige Arbeit ist ein wenig entbehrungsreicher wie seither in Bonebela, auch etwas ungesünder wegen der Moskitofliegen, der Ueberträger der Malaria. In einem bestimmten Gebiet ist es ganz schlimm. So darf ich Ihr Lieben, Eurer Fürbitte mich besonders anbefehlen. Am 4. und 5. Oktober besuchte ich meine erste Außenstation. Missionar Ittmann ging mit. Samstag um 4 Uhr nachmittags wurde aufgebrochen, vier Träger trugen unsere Feldbetten und, was wir an Essen mitnahmen. Kurz nach 6 Uhr kamen wir in Kunang an, und gingen in das Schulhaus, das auch gleichzeitig das Gotteshaus ist. Hier wurden zuerst die Betten aufgeschlagen, die Moskitoneze darüber gespannt, und alles für die Nacht in Ordnung gebracht. Dann wurde Kaffee gekocht und wir aßen zu Abend. Unterdessen waren schon viele Leute, auch der Lehrer des Dorfes, gekommen und wir unterhielten uns noch lange mit ihnen. Dann gingen wir kurz vor 10 Uhr, nachdem wir unsere Andacht gehalten hatten, zu Bett. Als wir im Bett lagen, sahen wir, wie gut es war, daß wir unsere Moskitoneze mitgenommen hatten, denn viele dieser Insekten summten um unser Bett herum. Sie summen gerade so wie die Hornissen. Ohne unsere Neze wären wir in dieser Nacht ordentlich gestochen worden. Die Kirche daselbst ist ein Mattenhaus, etwa 6 Meter breit und 15 Meter lang. Es war gut, daß es in der Nacht nicht regnete, sonst wäre der Regen zu uns auf das Bett gekommen; denn das Mattendach hatte hie und da Löcher. Sonst schlief ich ganz gut auf dem Feldbett. Morgens um 6 Uhr standen wir auf. Nach dem Frühstück wurden die Betten wieder zusammengelegt; denn um 8 Uhr sollte ja auch Gottesdienst hier sein, in demselben Raum, in dem wir geschlafen hatten. Viele Neger kamen, und ich hoffe, daß meine Arbeit nicht vergeblich war. Auch mittags hielten wir noch einmal Gottesdienst. Es war wirklich erhehend, und ich glaube, wenn Ihr hättet beiwohnen können, so wären Euch

die Tränen gekommen, denn es ist etwas Schönes, wenn die Schwarzen sich versammeln, um vor dem Herrn zu feiern. Abends zogen wir wieder fröhlich heim, uns freuend, Missionare sein zu dürfen. Der Herr segne immer mehr und mehr unsere Arbeit! Am 7. Oktober war ich dann mit Missionar Köngeter auf einer anderen Außenstation, wo ein Heiratspalaver zu schließen war. Und somit bin ich auf ein Gebiet gekommen, über das ich mich vielleicht ein wenig weiter verbreiten darf. Hier erhält man einen Einblick in hiesige Verhältnisse, lernt zugleich aber auch danken für den Segen des Christentums. Wie Euch ja bekannt ist, werden alle Frauen gekauft. Da geht es nun nicht nach der Herzenswahl, sondern die Eltern verkaufen einfach ihre Kinder. Früher war der Preis 1000—2000 Mark, heute 500 Mark. Die Regierung hat den Preis heruntergedrückt und will nach und nach den Verkauf ganz abschaffen. Das ist ein sehr guter Gedanke der Regierung, werden doch dadurch die Frauen in ihrem Ansehen wachsen und manche unglückliche Ehe wird es dadurch weniger geben. Im ganz verschiedenen Alter können die Mädchen verkauft werden, oft schon lange, bevor sie das 15. Lebensjahr erreicht haben. Die Familie Köngeter hat ein Mädchen, das ist etwa 8—9 Jahre alt, und ist die Braut eines Lehrers. Ich erinnere mich, daß ich in Bonebela einen Mann traf, der mir seine Braut zeigte, ein Mädchen von 3 Jahren. Daß solche Ehen, die freilich erst später, manchmal aber auch schon im 12. Jahre geschlossen werden, nicht glücklich sein können, ist begreiflich. (Schluß folgt.)

### Die holländische Regierung und die Heidenmission.

Die großartige Unterstützung der evangelischen Mission durch die holländische Regierung kommt besonders in den reichlichen Zuschüssen zum Ausdruck, die für die ärztliche Tätigkeit und für das Schulwesen der Mission geleistet werden. Im Jahre 1911 wandte die Regierung für Schulwesen an Inländern 8 738 762 Mk. auf, davon entfallen 1 049 780 Mark auf Unterstützung von privaten, d. h. größtenteils Missionschulen. Die Regierung ist froh, an der Mission einen Bundesgenossen zu haben, der billig arbeitet und dessen Bemühungen, eine einfache Bildung zum Allgemeingut des Volkes zu machen, von dem besten Erfolge gekrönt sind. Dabei verlangt die Regierung nicht, daß die Missionschulen dieselben Lehrziele haben wie die Regierungsschulen, sondern läßt den Missionaren, die ein der derzeitigen Lage des Volkes nicht entsprechendes Maß von Bildung für ungesund halten, die nötige Freiheit. Das ausgedehnte Schulwesen der Rheinischen Mission im Bataklande könnte ohne die Regierungsunterstützung nicht getrieben werden. Das große Hospital in Pea Radja ist durch die Geldbewilligung der Regierung finanziell freigestellt, ebenso die beiden Seminare für eingeborene Lehrer, das Ausätzigenasyl, die Industrieschule und die Schule für holländischen Unterricht; für jede ausgebildete geprüfte Hebamme zahlt die Regierung eine entsprechende, die Kosten der Ausbildung deckende Summe. Alle Missionsstationen erhalten jährlich ein bedeutendes Quantum von Medikamenten und Verbandzeug zum Besten der Bevölkerung. In den holländischen Kammern wird des öfteren nachdrücklich betont, daß man der Mission für ihre Friedens- und Kulturarbeit zu großem Danke verpflichtet sei. In unseren deutschen Kolonien sind erst bescheidene Anfänge von Regierungsunterstützung für Missionschulen und ärztliche Mission zu verzeichnen. Die Zeit wird bei uns erst kommen,

wenn in weitesten Kreisen unseres Volkes die Entlastung der Missionsgesellschaften auf den genannten, mehr kulturellen Gebieten als nationale Pflicht anerkannt wird. Der überraschende Erfolg und Ertrag der Nationalspende zum Regierungsjubiläum erweckt die Hoffnung, daß wir auf diesem Wege bald weiterkommen. Bis jetzt ruht die Hauptlast des Schulwesens auch in unseren Kolonien auf den Missionen, 125 000 Kinder besuchen evangelische Missionschulen. Es kann nicht im Interesse der Verwaltung liegen, das religionslose Regierungsschulwesen so weit auszudehnen, daß es an die Stelle des Missionschulwesens tritt. Das würde gewaltige Kosten verursachen und noch dazu dem Islam gegenüber unsere Lage verschlechtern. Wir brauchen in den Kolonien vielmehr eine christliche Volkserziehung. Sie wird am besten durch die Mission geleistet. Wohl aber wäre zu wünschen, daß die mit der Nationalspende angebahnte, ausgiebigere Unterstützung der Missionen seitens des gesamten Volkes künftig die Missionschulen finanziell sicherstelle, so daß sie sich rascher ausbreiten und der drohenden Mohammedanisierung in Ost- und Westafrika wie der gefährlichen Suchtlosigkeit und Verwahrlosung wirksam steuern könnten.

### Ein pfälzischer Musikant.

Erzählung von Heinrich Bechtolsheimer.  
(Fortsetzung.)

„Dort gibt es nichts Gescheites zu essen,“ sagte er, als wir bei meinem Petter Ronthaler in Gerbach zu Besuch waren, „Knödel, so hart, wie Kieselsteine, Kraut, das kein Mensch genießen kann, altbackenes Brot und gelben Speck. Und eine Sprache reden die Leute, daß kein Pfälzer sie verstehen kann. Nicht um die Welt möchte ich dort Knecht bei einem Bauer sein. Und lauter Zöpfelmützen haben dort die Männer auf, keine richtigen Kappen wie bei uns.“

„Du hast recht,“ sagte mein Petter, indem er aus dem Krüge in das Glas ingoß, „nicht abgemalt in Bayern rechts vom Rheine möchte ich sein. Bei uns ist es besser, fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!“

In Ruppertsecken fand sich für Georg keine rechte Beschäftigung, darum suchte er sich Arbeit auf den Hüttenwerken des Freiherrn von Gienanth zu Hochstein bei Winnweiler. Die Woche über mußte er wegen der weiten Entfernung dort bleiben, aber jeden Samstag abend kam er nach Hause, und Montags ging er in aller Frühe wieder weg. Alles, was er erübrigte, gab er der Mutter, und der Vater sagte in dieser Zeit oft: „Wenn ihr anderen auch so brav und sparsam seid wie euer ältester Bruder, so habe ich es in ein paar Jahren nicht mehr nötig, so schwer zu schaffen wie jetzt, und wenn Gott uns alle gesund erhält, so brauchen wir keine Not zu fürchten.“

3.

Als ich zehn Jahre alt war, kam ich von dem „kleinen Herrn Lehrer“ zu dem „großen Herrn Lehrer“. In der letzten Woche, die wir in der „kleinen Schule“ zubrachten, füllten wir unsere ganze freie Zeit damit aus, daß wir Kränze machten, um bei unserem Abschiede aus der seitherigen Schulklasse das Schulzimmer damit zu schmücken. Es war schönes, mildes Frühlingswetter, da saßen wir ganz hinten im Hofe des Krämers Lippert, hatten eine Menge Laubwerk zusammengetragen, flochten lange Guirlanden und kleine, runde Kränze. Marie Lippert führte dabei das Kommando oder versuchte es zu führen; denn die Buben gehorchten nicht. Sie stritten miteinander, zerrten einander hin und her, stießen die Körbe um und nützten höchstens dadurch etwas, daß sie Laub und

Blumen zusammentrug. An einem Samstag wurden wir aus der Schule entlassen, am Tage zuvor schmückten wir das Schulzimmer. Ich glaube, daß ein Kunstgärtner aus der Stadt die Art, wie wir das besorgten, höchst geschmacklos gefunden hätte. Wir brachten das Grüne mehr in großer Masse als in gefälliger Anordnung an. Lange Guirlanden zogen sich kreuz und quer durch das Zimmer, überall, wo es nur ging, waren die runden Kränze angebracht. Sie lagen auf dem Tisch, denn einen Katheder gab es in unserem Schulzimmer nicht, sie hingen über den Stuhllehnen, sogar der große, runde Ofen, der uns im Winter gewärmt hatte, trug Blumenschmuck. In der letzten Stunde richtete Lehrer Frey einige Worte an uns, er ermahnte uns, auch in Zukunft brav und fleißig zu sein. Da weinten wir alle, weil es uns wirklich leid war, aus der Klasse des Lehrers, der uns wie ein Vater behandelt hatte, auszuscheiden. Es war allerdings keine Trennung auf immer; denn das Schulzimmer des „großen Herrn Lehrers“, zu dem wir nun kamen, lag in demselben Gebäude, unmittelbar über dem Zimmer, in dem wir seither unterrichtet worden waren.

Kindertränen sind rasch getrocknet. Unser Schmerz über die Trennung von dem seitherigen Lehrer war schon verschwunden, als wir damals nach Hause liefen. Auch bei Lehrer Winterstein gefiel es uns recht gut. Ich hatte besonderes Interesse an dem naturkundlichen Unterrichte, den er uns in sehr anschaulicher Weise erteilte. In langjähriger Arbeit hatte sich Winterstein eine große Menge von Anschauungsmaterial zusammengebracht, das er zum Teil in seiner Wohnung, zum Teil im Schulzimmer aufbewahrte. Da waren getrocknete Pflanzen jeglicher Art, Käfer- und Schmetterlingsammlungen, es fehlte nicht an ausgestopften Vögeln, an Rehgeweihen und Steinen. Sogar der Balg eines Fuchses, der einst im Walde zwischen Ruppertsecken und Dannenfels Mäuse gejagt hatte, war vorhanden. Von einem aus meinem Geburtsorte gebürtigen Amerikaner hatte sich der Lehrer Zuckerrohr, Reispflanzen und eine Kokosnuß schicken lassen. Meine liebsten Stunden waren die am Nachmittage des Dienstag und des Freitag, wenn wir Naturkunde hatten. Das Interesse für diesen Unterrichtsweig war ja in frühesten Jugend schon von meinem Vater auf unseren gemeinsamen Gängen durch Feld und Wald geweckt worden.

Aber auch Leseunterricht hatte ich gern. Mein neues Lesebuch mit den vielen interessanten Erzählungen, Schilderungen und Gedichten hatte ich zu Hause in kurzer Zeit durchgelesen. Besonders gut gefiel mir die Geschichte von Meister Hämmerlein, dem wackeren Dorfschmiede, der seiner ganzen Gemeinde mit gutem Beispiel vorangegangen war, und ich malte es mir in meinen kindlichen Träumen aus, daß ich später einmal auch ein solcher Mann werden wolle. Die Geschichten aus Hebels Schatzkästlein, die in meinem Lesebuche standen, las ich mit großem Vergnügen. Ich freute mich über den geheilten Patienten, begeisterte mich für den braven Kommandanten von Hersfeld und ging mit dem deutschen Handwerksburschen, der auf alle seine Fragen nur ein „Kannitverstan“ zur Antwort bekam, durch die Straßen der großen Seestadt Amsterdam. Aber auch die Gedichte, die mein Lesebuch enthielt, machten mir große Freude. Oft deklamierte ich, wenn ich auf dem Schloßberge mit den anderen Buben spielte: Siehst du die Brigg dort auf den Wellen, sie steuert falsch und treibt herein, oder: Der Tauwind kam vom Mittagsmeer und schnob durch Welschland trüb und feucht.

Wöchentlich zweimal kam Pfarrer Weber von Marienthal nach seiner Siliatgemeinde Ruppertsecken, um in der oberen Schulkasse Religionsunterricht zu erteilen. Er sprach

im ersten Sommer, da ich seinem Unterrichte beiwohnte, von den Eigenschaften Gottes. Heute noch weiß ich die Sprüche auswendig, die wir damals lernten. Es könnte mich einer in der Nacht wecken, und ich würde auf sein Geheiß sofort herjagen können: Und ob ich schon wanderte im finsternen Tal, fürchte ich kein Unglück; denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich. Was man so in frischer Jugend lernt, das haftet das ganze Leben lang in der Seele. Auch wenn man als Kind lange nicht alle Sprüche versteht, so macht ihr Wohlklang doch tiefen Eindruck, und in späterer Zeit wächst man immer mehr in das Verständnis hinein. Ich habe Stunden im Leben gehabt, in denen mir die Sprüche, die ich in der Schule meines Geburtsortes gelernt habe, Frieden und Trost in das Herz gegeben haben.

Von der Zeit an, da wir der „großen“ Schule angehörten, besuchten wir auch regelmäßig den Gottesdienst in Marienthal. Wir Ruppertsecker waren meist die ersten, die sich vor der Kirche einfanden und halfen dem Kirchendiener beim Läuten. Im ganzen wurde dreimal geläutet. Das erste Glockenzeichen sollte den Leuten sagen, daß sie mit der Haus- und Stallarbeit aufhören und sich für die Kirche anziehen sollten. Wenn es zum zweiten Male läutete, so sollten sie an den Weggang von dem Hause denken, und wenn „zusammen“, d. h. mit allen drei Glocken geläutet wurde, so begann in fünf Minuten der Gottesdienst. Der Kirchendiener, der an den Wochentagen dem Schneiderhandwerke nachging, war ein kleines, hageres Männchen mit einer Brille auf der Nase. Er ließ uns gern den Glockenstrang ziehen, war auch auf unsere Hilfe angewiesen, da er alle drei Glocken allein nicht läuten konnte. Am Schlusse freilich schimpfte er stets, wenn wir uns an das Seil hängten und uns im Turme hin- und herschleudern ließen.

In der Kirche zu Marienthal befinden sich die Grabdenkmäler einiger Grafen von Falkenstein, deren Stammburg eine Stunde bergaufwärts, am westlichen Abhang des Donnersberges einst auftragte, heute aber eine Ruine ist. Oft standen wir Knaben im Thor der Kirche vor diesen Denkmälern, sahen einen Ritter betend vor dem Kreuze Christi knien und entzifferten die Inschrift: „Den 13. Februar anno 1579 ist der wohlgeborene Herr Johann von Dhaun, Graf zu Falkenstein, Herr zu Oberstein in Gott selig verschieden, dessen Alter war 59 Jahre, hat regiert und die Untertanen bei christlicher Augsbürgischer Konfession erhalten 33 Jahre.“ Besonders rührte uns die Abbildung von sieben frühverstorbenen Kindern eines Falkensteiner Grafen und die hinzugefügte Inschrift: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht; denn solcher ist das Himmelreich.“

Eines Sonntags im Sommer standen wir lange vor Beginn des Gottesdienstes auf der Straße und unterhielten uns mit einigen Marienthaler Jungen über die Vogelnester, die wir im Walde wußten. Natürlich hat keiner dem andern, wie wir sagten, „verraten“, wo die Nester, die wir kannten, zu finden seien; denn wir wollten selbst die Eier herausnehmen und sie keinem anderen zukommen lassen. In unserem Unverstand wußten wir damals noch nicht, daß man das nicht tun soll, weil man sonst den Wald still und klanglos macht. Aber damals waren wir glücklich, wenn wir ein Amsel- oder Sinkennestchen wußten und nachmittags hinschleichen konnten, um die Eier zu holen, die wir vorsichtig mit einem Nagel oben und unten öffneten, dann ausbliesen und zu Hause in der Wohnstube an einer Schnur über den Spiegel hängten. Während wir so mit unseren Geheimnissen dick taten, sagte plötzlich ein Marienthaler Junge: „Es gibt Krieg, mein Vater hat es gestern abend gesagt.“

„Ach, dein Vater weiß nichts,“ sagte ein anderer, „wie kann es jetzt Krieg geben, morgen fangen die Leute an Korn zu schneiden.“

Nur schüchtern, weil die anderen alle viel größer waren als ich, wagte ich zu sagen: „Wir wollen einmal abwarten, ob der Herr Pfarrer in der Kirche etwas davon sagt.“

Da lachten die großen Jungen laut heraus, und einer sagte: „Was der Ruppertsecker Peter sich für Bilder macht, der Pfarrer sagt doch nichts vom Kriege, der sagt nur das, was in der Bibel steht, und wenn er fertig ist, sagt er Amen.“

So war es auch. Pfarrer Weber predigte — das habe ich nach so langer Zeit noch genau behalten — von der Speisung der 4000 in der Wüste und sagte kein Wort von den Händeln der Welt. Als ich nach Hause ging, hatte ich schon längst vergessen, was der Junge aus Marienthal gesagt hatte.

Wie ich heimwärts den Berg hinauf stürmte, sah ich gleich am Eingang von Ruppertsecken einen Trupp Männer stehen, die alle in ziemlicher Erregung zu sein schienen. Mein Vater, der diesmal aus einem mir unbekanntem Grunde die Kirche nicht besucht hatte, war dabei. Inmitten der Männer stand der kleine Handelsmann Nathan Silberschmidt aus Rockenhausen, der oft in Geschäften nach Ruppertsecken kam, und ich hörte ihn sagen: „Ihr könnt euch darauf verlassen, in acht Tagen haben wir Krieg mit den Franzosen. Gestern abend ist eine Depesche von Kaiserslautern gekommen, in der steht, daß der Kaiser Napoleon mit seinen Truppen schon unterwegs sei. Ihr Männer, bringt eure Ernte nach Hause, man weiß nicht, wie es in drei Wochen bei uns aussieht.“

Die Altpeter-Lene kam herbeigestürzt und sagte: „Das habe ich schon lange gewußt. Vor einem Vierteljahr habe ich geträumt, daß viele Soldaten an meinem Häuschen vorbeigeritten seien, da habe ich mir gleich gesagt: das hat etwas zu bedeuten.“

Nathan Silberschmidt erwiderte: „Vielleicht wird für euch Bauersleute die Sache nicht so schlimm, euer Ort liegt auf dem Berge und abseits von einer Heerstraße, so leicht kommt fremdes Volk nicht hierher, aber uns Handelsleuten kann es schlecht gehen. Ich habe mein bißchen Geld in Speyer auf einer Bank stehen. Kommen die Franzosen in das Land, so ist es verloren.“

Die Männer gingen in schweren Gedanken auseinander, und ich rannte mit der Neuigkeit nach Hause. Meine Mutter stand gerade in der Küche und brach Reiser, um das Herdfeuer zu schüren, da sagte ich zu ihr: „Mutter, es gibt Krieg, der Nathan Silberschmidt von Rockenhausen hat es eben im Orte erzählt.“

Auf mich hatte die Nachricht, daß es Krieg gäbe, so gewirkt, als wenn mir einer gesagt habe, in der nächsten Woche würden K unstreiter nach Ruppertsecken kommen und Vorstellungen geben. Krieg, das schien mir etwas Interessantes, Unterhaltendes zu sein. So ganz im geheimen dachte ich auch, daß ich keine Aehren zu lesen brauche, wenn Soldaten in unser Dorf kommen würden. Auf meine Mutter jedoch machte meine Mitteilung einen ganz anderen Eindruck. Ich sah, wie sie blaß wurde und die Reiser, die sie in der Hand hielt, fallen ließ. Dann sagte sie: „Gott sei Dank, daß unser Georg nicht mehr bei den Soldaten ist, sonst müßte er auch mit in den Krieg.“

Mein Vater, der gerade herzukam, als die Mutter das sagte, erwiderte kein Wort, aber es schien mir, daß seine Züge sehr ernst seien. Georg war, da er am Tage zuvor Ueberstunden hatte machen müssen, an diesem Sonntage nicht zu Hause.

(Fortsetzung folgt.)

## Worte zum Nachdenken.

Wo du mirs, Herr, befehlst, da will ich stehen,  
Wo du mich scheiden heißt, da will ich gehen;  
Und wo ich dienen soll, da will ichs üben,  
Und wo ich lieben soll, da hilf mir lieben!

Sollen wir nicht als Gottes Kinder die Gewißheit in der Seele tragen, daß täglich, stündlich, stets, in allem und überall, die Weisheit und Güte Gottes uns führt?

Wozu brauchen wir Geduld?

Zum freundlichen, friedlichen Verkehr mit allen Menschen, zum Ausharren im Leiden und zum gläubigen Warten auf den Tag des Herrn. Sie wurzelt im Glauben, sie wächst in der Liebe, sie bewährt sich in der Demut.

## Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 11. Januar, 1. nach Epiphänias.

Landesmissionsfest.

Kollekte für die Heidenmission.

Gottesdienst.

### In der Stadtkirche.

Vormittags 9½ Uhr: Pfarrer Schwabe.

Vormittags 11 Uhr: Militärgottesdienst. Pfarrer Schwabe.

Nachmittags 2 Uhr: Kinderkirche für die Markuskirche.

Abends 5 Uhr: Pfarrer Adolph.

Montag, den 12. Januar, abends 8 Uhr: Vereinigung der konfirmierten Mädchen der Matthäusgemeinde.

Donnerstag, den 15. Januar, abends 8 Uhr: Bibelstunde im Markusaal (Brief des Apostels Jakobus). Pfarrer Schwabe.

### In der Johanneskirche.

Vormittags 9½ Uhr: Pfarrer Ausfeld.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Johannesgemeinde.

Pfarrer Ausfeld.

Abends 5 Uhr: Pfarrer Bechtolsheimer.

Abends 8 Uhr: Versammlung und Bibelbesprechung im Johannesaal.

Mittwoch, den 14. Januar, abends 8 Uhr: Bibelstunde im Johannesaal. Pfarrer Ausfeld.

Freitag, den 16. Januar, abends ½6 Uhr: Vereinigung der konfirmierten weiblichen Jugend der Lukas- und Johannesgemeinde.

„Wartburg“, christlicher Jünglings- und Männer-Verein.

Dienstag, abends 8½ Uhr, Bibelstunde,

Mittwoch, abends 8 Uhr, Turnstunde,

Donnerstag, abends 8 Uhr, Unterhaltungsabend,

Sonntag, abends 8 Uhr, Vortragsabend.

Die Versammlungen finden teils in dem Gemeindehaus, Kirchstraße 9, teils in dem neuen „Wartburg-Heim“, Diezstraße 15, statt; Gäste, besonders auch die Neukonfirmierten, sind jederzeit herzlich willkommen.

Bibelkränzchen für Schüler höherer Lehranstalten.

Jüngere Abteilung jeden Mittwoch von 6—7 Uhr. Ältere Abteilung jeden Samstag von 6—7 Uhr im Johannesaal.

Bibelkränzchen für Mädchen aus der Johannesgemeinde.

Jeden Dienstag von 6—7 Uhr im Johannesaal.

# Schönheit

verleiht die echte **Reckenpferd-Seife**

Beste Lillienmilchseife f. zarte, weiße Haut von Bergmann & Co., Radebeul

# Ankündigungen empfehlenswerter Firmen

**Rudolf Richter**  
Gießen, Marktstraße 24-26  
**Hüte und Mützen**  
Reichhaltige Auswahl. Billige Preise  
:: Rabattmarken. Reparaturen ::

*Hch. Blum, Schuhlager, Neustadt 19*  
Besonders billiger  
**Schuh-Verkauf**  
15<sup>0</sup>/<sub>0</sub> bis 20<sup>0</sup>/<sub>0</sub>  
Reparaturen billigst

**Pension Friedland**  
Lauffen a. R.  
Evang. Haushaltungspensionat für junge Mädchen, sehr empfohlen. Eintritt jederzeit.  
:: Prospekte zu Diensten. ::

**Kränze und Bufetts**  
: in allen Preislagen :  
bei schnellster Lieferung  
reichliche Auswahl  
**Gärtnerei Wittmann**  
Marburger Str. 98 · Fernspr. 303

**Carl Loos**  
Kirchenplatz 13 :: Telephon 797  
Manufaktur-  
und Weißwaren  
Herren- u. Knabenkleider

**Alle Ausstattungs-Artikel**  
als: Barchent und Federleinen, Federn und Daunen, Bett-  
tuch-Leinen, Bettzeuge, Bett-Damaste und -Kattune usw.  
finden Sie in schönster Auswahl und sehr preiswert bei  
**CARL HORN** Marktstraße 28  
Telephon 395

**Franz Bette**  
Mäusburg 10  
Fernsprech-Nr. 666

**Moderne**  
Kunst in Flach- u. Tiefbrand, Kerb- u.  
Flachschmitt, Intarsia etc., Brennapp.,  
Schnitzmesser, Beizen, Lacke, Tuben-  
farben, Laubfäße und Lindenholz  
**C. Zimmermann, Neuen Bäume 15.**

**C. Leisler Ww.**  
Neuenweg Ecke Weidengasse  
**MÖBEL-LAGER**  
Lieferung ganzer Ausstattungen  
:: sowie Einzel-Möbel ::  
Eigene Polster-Werkstätte

**Busch's Musikhaus**  
Ecke Kirchenplatz-Lindenplatz  
**Musik-Instrumente**  
:: und Musikalien ::

**Spezial-Geschäft**  
in  
Kurz-, Woll- u. Weißwaren  
Erstlings-Ausstattungen  
Auswahlforderungen bereitwilligt

**Phoenix-Nähmaschine,**  
das schönste Weihnachtsgeschenk.  
Auch andere Systeme stets auf Lager.  
Preisliste Mk. 60. - bis Mk. 180. -  
Nur bestbewährte Qualitäten  
**Fr. Linter, Ludwigstr. 16**  
Reparaturwerkstatt f. Nähmaschinen



Amerikanische, irische  
**Regulier- u. Koch-Oefen**  
alle besseren Fabrikate u. sämtl. Ersatzteile  
Ferner: Kupferkessel, Kesselgestelle,  
transportable Kesselöfen, Kohlen-  
kasten, Kohlenfüller u. sonstige Feuer-  
geräte, Ofenvorsetzer, Ofenschirme,  
sowie sämtliche Haus- u. Küchenartikel  
empfiehlt  
**Edgar Borrmann, Gießen**  
Tel. 165 · Eisenhandlung · Neustadt 11

**Gechw. Solberg Nachf.**  
**Inventur - Ausverkauf!**  
Garnierte und ungarnierte Hüte,  
Schleier, Bänder u. dergl. billigst,  
zum Teil unter Einkaufspreis.

**Gesang-  
bücher**  
in reicher  
Auswahl  
bei  
**Ernst Balsler**  
Mäusburg 11.

**C. Stöver, Gießen**  
Seltersweg 16  
Uhren, Gold- u. Silberwaren  
Bestecke  
Reparaturen in eigener Werkstatt  
prompt und billig

**Reste** in Kleider-  
stoffen sowie  
Weißwaren  
Wollwaren  
Kurzwaren  
Strickwolle etc. empfiehlt bill.  
**K. Elle**  
Nord-Anlage 35, Ecke Schottstraße

**Kleider-Stoffe**  
**Blusen - Stoffe**  
**Aussteuer-Artikel**  
**Reise**  
außergewöhnlich billig  
Etagegeschäft. Geringe Unkosten  
Gemeinschaftlicher Einkauf mit  
3 Geschäften zusammen  
**Lina Bernard**  
Gießen, Bismarckstraße 6

Bahnhofstr. 44 **C. Röhr & Co.** Bahnhofstr. 44  
Betten-, Wäsche- und Ausstattungs-Geschäft  
Feder-Deckbetten Mk. 13.50, 15.50, 18.50 und besser  
Feder-Kissen Mk. 4.75, 5.50, 6.25 und besser  
Mitglied der Rabatt-Spar-Vereinigung

**Heinrich Noll**  
Mäusburg Nr. 7 Telephon Nr. 292  
Spezial-Geschäft für Bureaubedarf · Schreibmaschinen  
Papierhandlung, Buchbinderei, Gesangbücher. Moderne  
Kunstarbeiten. Photographische Apparate und Zubehöre

**Frdr. Teipel**  
16 Markt 16  
Vorteilhafte Bezugsquelle  
für  
**Strumpfwaren und**  
**Unterzeuge, Wäsche**  
**Kinder-Ausstattungen**  
en gros Korsetts en detail  
Filiale: Frankfurter Straße.

**Gesangbücher**  
in großer Auswahl zu billigen Preisen  
**Bibeln, Andachtsbücher, Gebetbücher**  
|| Jedes gute Buch wird, wenn nicht ||  
am Lager, gerne schnell besorgt ||  
Reiche Auswahl in  
**Volls- u. Jugendschriften und Unterhaltungsliteratur**  
Holzbrandsprüche, gerahmte u. ungerahmte Bilder  
Sonntags geschlossen.  
Buchhandlung der Pilgermission, Gießen, Neuenweg 10  
(am Kreuzplatz).

**Hof-Möbel-Fabrik**  
**Th. Brück**  
Gießen, Ecke Schloßgasse-  
:: Kanzleiberg-Brandplatz ::  
Ältestes u. größtes Möbel-  
Fabriklager Oberhessens  
Gegründet 1858 :: Mehrfach ausgezeichnet  
Vorhänge · Teppiche · Linoleum  
Spez.: Schlafzimmer-Einrichtungen  
mit patentamtlich gesch. Matratzen  
D. G. M. Nr. 420 684/85  
Allgemeine Rabatt-Spar-Marken